

Von Franz Herzeg.

Auf der Terrasse saßen drei Frauen und ein Mann. Sie waren nach dem Souper. Zwei der Damen waren toll und lebhaft, eine dagegen blaß und still.

Die beiden hübscheren Frauen quälten ihren Kavaliere, den einzigen Mann, der sie höher geschätzt hatte, als die Karlen.

Der Mann verteidigte sich gegen eine spitzige Frage, als er sagte: „Sie sind entweder schlechte Menschenkenner, oder ich weiß nicht, was Liebe ist.“

Die beiden Frauen schritten auf. „Das wagten Sie zu sagen? Uns zu sagen?“

„Es ist aber so. Die Liebe, diese gewisse große Liebe, kenne ich sozusagen nur von der Bühne her und aus den Büchern.“

„Und was pflegen Sie zu sammeln?“ spottete die eine Frau. „Damenstücke?“

„Doch Haartrockner? Um damit Ihren häuslichen Herd vollzuhängen wie die Indiaröhrlingelinge es mit den Eselstapeln thun?“

„Weber das Eine, noch das Andere. Ich sammle Lügen!“

„Lügen? Nun, die könnten Sie oft genug finden.“

„Nicht so viele, als Sie denken mögen. Die gewöhnliche, rohe Lüge interessiert mich nicht, so wie auch den Gemüthsarmer die Anekdoten des Schilbermalers nicht interessieren.“

„Also Sie interessieren sich für die vollkommene, die künstlerisch schöne Lüge.“

„So ist es. Es giebt unzählige Grade der Lüge von jener des Schulkindest bis zur Lüge der Frau, die mit Thränenfeuchten Augen flüstert: Ich liebe Dich!“

„Da sind wir also schon wieder bei den Frauen. Natürlich sind diese die Raphaelen und Tiziane der klassischen Lüge.“

„Je nachdem. Ich meine dies weder spöttisch, noch vorwurfsvoll. Ich hasse die Lüge nicht. Nur jene können sie mit unsinniger Verdorbenheit verachten, welche die Begriffe in Weiß und Schwarz eintheilen, wie die Würfel eines Schachbretts.“

„Nicht sehr. Man findet so schwer ein wirklich schönes Exemplar. Und findet man es auch, so wird es Einem von Anderen, die geschickter sind, vor der Nase weggeschmitten.“

„Alles selten werthvoll.“

„Und dennoch?“

„Sie war nicht schön, aber sie war eine wirkliche Frau. Die wirkliche Frau, die ich im Leben kennen gelernt.“

„Eine wirkliche Frau? Die wirkliche Frau?“

„Sie war weder jung, noch blühend; sie war dünn, kränklich und bleich, aber voll schmachenden Reizes und wehmüthiger Süßigkeit.“

„Gut, gehen wir weiter!“ sagte eine der jungen Frauen.

„Ich gehe nicht weiter, ich bin nicht fertig.“

„Nun darf man freilich diese frühlichen Erfahrungen nicht ohne Weiteres auch für den Menschen gelten lassen.“

„Sie konnte meisterlich lügen. Klaffend. Mit einer gewissen künstlerischen Ansdacht.“

„Und Sie glaubten ihr?“ fragte die eine schöne Frau.“

„Ich glaubte ihr gar nichts. Ich wußte, daß sie log, da ich aber, wie ich die Ehre hatte, erwähnen zu dürfen, ein leidenschaftlicher Amateur bin, so betete ich sie eben deshalb an.“

„Warum haben Sie sie dann nicht geheiratet?“

„Weil ich eines Tages die Erfahrung machen mußte, daß auch ihre Kunst nicht vollkommen ist.“

„Nun, die könnten Sie oft genug finden.“

„Nicht so viele, als Sie denken mögen.“

„Also Sie interessieren sich für die vollkommene, die künstlerisch schöne Lüge.“

„So ist es. Es giebt unzählige Grade der Lüge von jener des Schulkindest bis zur Lüge der Frau, die mit Thränenfeuchten Augen flüstert: Ich liebe Dich!“

„Da sind wir also schon wieder bei den Frauen. Natürlich sind diese die Raphaelen und Tiziane der klassischen Lüge.“

„Je nachdem. Ich meine dies weder spöttisch, noch vorwurfsvoll.“

„Also Sie interessieren sich für die vollkommene, die künstlerisch schöne Lüge.“

derselben eine Erklärung veranlassen müßten. Diese Unklarheit erklärt sich wiederum daraus, daß es ungeheuer seltener ist, bei der Beschaffenheit der hiesigen in Frage kommenden Verhältnisse ein einheitliches, für jeden Organismus gültiges Gesetz aufzufinden.“

Um nun der Lösung dieser interessanten und praktisch sehr wichtigen Frage näher zu kommen, bediente man sich zunächst des Thierversuchs. Man läßt die Schädlichkeiten, deren Einfluß geprüft werden soll, auf Thiere einwirken und versucht, die so gewonnenen Ergebnisse auf die Verhältnisse des menschlichen Organismus zu übertragen.“

Hierauf wurden sie unmittelbar in eiskaltes Wasser getaucht. Die Körpertemperatur der so behandelten Rattchen fiel um 18 Grad, und es stellte sich eine allerdings vorübergehende Nierenentzündung ein.“

Nun darf man freilich diese frühlichen Erfahrungen nicht ohne Weiteres auch für den Menschen gelten lassen. Denn wenn auch in den Versuchen die Thiere rasig wurden, so hat die Natur doch Tausendthiere und Vögel gegen den Verlust ihrer Körperwärme dadurch geschützt, daß sie ihnen Pelze, Haare oder Federn gegeben hat, während sie den Menschen vollständig schutzlos dem Wechsel atmosphärischer Einflüsse überlassen hat.“

Die Kälte bringt nun zweierlei Krankheitserscheinungen beim Menschen hervor: Die Erstfrierung und die eigentliche Erkältung. Die erstere wird hervorgerufen durch länger dauernde Einwirkung sehr niedriger Temperaturen, während die Erkältungen ein ungeheureres Gebiet der wechselluftigen Erkrankungen in sich schließen, denen als Ursache die Einwirkung milder niedriger Wärmegrade gemeinsam ist.“

Wie schon angedeutet, ist die Erkältung gleichbedeutend mit dem Verlust des Körpers an Eigenwärme. Und da erzieht sich zunächst die Frage nach dem Ursprunge dieser Eigenwärme. Der ganze Lebensprozeß stellt sich bekanntlich als ein Verbrennungsprozeß dar; und wie bei jeder Art von Verbrennung, entwickelt sich auch hierbei eine gewisse höhere Temperatur.“

Die beiden schönen Frauen schauten eine zeitlang bestürzt ihren Kavaliere an, dann brachen sie in ein lautes Lachen aus.

„Sie sind närrisch, lieber Herr!“

„Für einen leidenschaftlichen Kunstfreund ist es etwas sehr trauriges, wenn er plötzlich entdeckt, daß sein theuerster Schatz eine Fälschung ist.“

Die beiden Frauen lachten noch immer.

Die Dritte nahm an ihrer guten Laune nicht Theil, sondern schaute unverwandt nach dem Monde, der über dem Gebüsch des Gartens emporstieg. Dabei rann über ihr verwelktes Gesicht eine Thräne.

Erkältung.

Von R. B.

Der Begriff der Erkältung wird im gewöhnlichen Leben für eine so ausgedehnte Reihe von Erkrankungen als Ursache angegeben, und es herrschen über diesen Gegenstand so verschiedene, bisweilen auch widersinnige Ansichten, daß es sich der Mühe verlohnt, über dieses Thema einige Worte zu sagen, um wenigstens anzudeuten, was die Wissenschaft unter Erkältungsstörungen versteht und wie sie sich die Erscheinungen, die dabei auftreten, erklärt.

Wenn also das umgebende Medium einen Temperaturgrad besitzt, der bedeutend niedriger ist als die natürliche Körperwärme, so muß der menschliche Organismus an seine Umgebung Wärme abgeben, wie ja jeder Körper des Bestrebens hat, seine Temperatur der des umgebenden Mediums anzupassen. Beim lebenden Organismus ist die Folge hiervon zunächst eine Steigerung

des Verbrennungsprozesses, die sich durch eine Vermehrung der Kohlen-säure-Ausscheidung ausdrückt. Endlich geht aber die Eigenwärme des Körpers herab und das darauf eintretende Reaktions- Bestreben geht so weit, daß der Körper nicht nur seine Normal- Wärme wieder erreicht, sondern daß die Temperatur noch weiter steigt und eine Höhe erreicht, die wir mit Fieber bezeichnen. Von ganz besonderer Bedeutung wird dieser Temperatur-Abfall für die Schleimhäute, welche in einem unmittelbaren Zusammenhange mit der Außenluft stehen.“

Wir sehen deshalb die Schleimhäute der Nase, der Mundhöhle, des Kehlkopfes, der Luftröhre, aber auch die der Augen vorzüglich oft unter der Wirkung der Kälte leiden. Die Temperaturwirkung erstreckt sich dabei nicht bloß auf die Oberfläche, sondern geht auch in die Tiefe, wo Erkrankungen der Bauchorgane, des Darmes, der Nieren auftreten. Viele Erkrankungen der Lunge, des Brustfelles, sogar des Rückenmarks erklären sich auf diese Weise.“

Die Kälte wirkt aber nicht nur auf die Temperatur des Körpers ein, sie nimmt auch einen sehr bedeutenden Einfluß auf das Blutgefäß- und Nervensystem.“

Die Kälte wirkt zusammenziehend auf die Blutgefäße. Das in diesen befindliche Blut muß daher von jener Stelle, auf welche die Kälte einwirkt, gegen das Innere des Körpers zurückweichen. Diese zurückgedrängte Blutmenge fehlt dann einerseits der Stelle, von welcher sie verdrängt wurde, andererseits steigt dieselbe aber den Blutdruck im Körper. Gesunde Innengefäße halten diesem Anbrange leicht Stand. Anders aber bei krankhaft veränderten blutleitenden Organen; bei erhöhter Brüchigkeit und Entartungszuständen derselben, bei Herzkrankheiten u. s. w. ergibt sich daraus eine Reihe gefährlicher Zustände, die durch die Einwirkung der Kälte hervorgerufen werden.“

Was die Wirkung der Kälte auf die Nerven anbelangt, brauchen wir nur daran zu erinnern, welcher Schmerz dadurch hervorgerufen wird, wenn ein kalter Luftstrom einen in einer Zahnlücke freiliegenden Nerv trifft; Lähmungen des Gesichtsnerves nach Einwirkung kalter Zugluft, das Auftreten der gefährdeten Ischias sind nichts anderes als Kältewirkungen auf Nerven.“

Es erübrigt uns nun noch, ein weites Gebiet der Temperaturwirkung wenigstens zu streifen, das ist die reflektorische Kältewirkung. Es wurde nachgewiesen, daß, wenn sich die Blutgefäße des einen Armes durch Kälte zusammenziehen, die symmetrischen der anderen Seite in gleicher Weise leiden. Diese Fernwirkung, die wir Reflex bezeichnen, erstreckt sich mitunter nicht nur auf ein symmetrisch gelegenes Gefäßgebiet, sondern kann sich in allen miteinander zusammenhängenden Gefäßprovinzen äußern. So wurde beobachtet, daß die Blutgefäße der Nase und der Hirnhäute sich bei Anwendung kalter Sitzbänder verengen. Die Gefäße der Lungen sollen sich zusammenziehen und Lungenblutungen dadurch gestillt werden, daß man beide Vorderarme in kaltes Wasser taucht. Der Einfluß der Kälte beschränkt sich nicht nur auf das Gefäßsystem. Durch diese Reflexwirkung erklärt sich der plötzliche Athemstillstand, der bei vielen Menschen eintritt, wenn sie in kaltes Wasser steigen. Daß das Besprengen mit kaltem Wasser ein sehr energisches Heilmittel ist, das zur Wiederbelebung Ohnmächtiger oftmals angewandt wird, ist ja allgemein bekannt.“

Und nun da wir gleichsam im Fluge das weite Gebiet der Erkältungskrankheiten durchgemessen, die Gefahren kennen gelernt haben, mit denen jene die Gesundheit, ja oft das Leben bedrohen, ist wohl die Frage berechtigt, wie wir uns am wirksamsten gegen diesen Feind schützen sollen. Die wirksamste Waffe ist unsere Kleidung. Wir umhüllen den Körper mit Stoffen, die als schlechte Wärmeleiter den Verlust des Körpers an Wärme herabsetzen. Wasser entzieht, wie wir oben gesehen haben, viel mehr Wärme als Luft, und darum schädigen nasse Kleider den Organismus dadurch, daß derselbe, von diesen umgeben, sehr viel seiner Eigenwärme verliert und in Folge dessen allen möglichen Erkältungseinflüssen unterliegen kann. Schneehbildung durchdringt auch die Kleider und geht durch letztere eine bedeutende Wärmemenge dem Organismus verloren. Je mehr Feuchtigkeit die Kleidungsstoffe aufnehmen im Stande sind und gleichzeitig für die Luft durchgängig bleiben, desto gefährlicher sind dieselben. Wie oft hört der Arzt die Klage einer sorglosen Mutter, sie begreife nicht, wie ihr Kind sich wohl verhalten können, da es doch immer so warm gehalten und vor jedem bösen Lufthauche geschützt werde. Das Kind trägt auf dem Kopfe eine warme Mütze, den Hals schützt ein Wolltuchlein, unter das Hemd erhält es ein Tricotleichen, dazu kommen noch ein warmer Anzug und der Winterrod. Wehlich wird dann auch noch die Beine und Füße verpackt. Ueberdies wird es noch mit warmem Wasser gewaschen, kurzum es geschieht Alles, den Körper zu verwickeln, mit anderen Worten, gegen Witterungseinflüsse noch empfindlicher zu machen. Das ist eine schlecht angebrachte Sorge, denn gerade in der Ab-

härtung, in der Gewöhnung des Körpers an die Kälte besitzen wir ein weiteres ausgezeichnetes Mittel, diesen gegen Verfallung widerstandsfähig zu machen. Eine Wäsche mit kaltem Wasser, früh Morgens vorgenommen, erfrischt und belebt nicht nur, sie erhält auch gesund. Auch hierin bestätigt sich der alte Erfahrungssatz, daß die Gewöhnung an die unvermeidlichen Schädlichkeiten unseres Daseins und dauernd gegen dieselben schützt.“

Heimweh.

Eine Dorfgeschichte von L. G. L. H.

Oktober war's, Lesezeit: Arbeit, Fröhlichkeit, Waldbornblafen und Raketentreiben. Das Wacholdermariechen aber, das überall aushilft und sonst allezeit fröhlich ist, läßt den Kopf hängen und weiß nur halb, warum.

Sie nannten sie die Waisenmarie, denn sie war bei fremden Leuten aufgewachsen und hatte nur einen Pflegebruder übrig behalten: den Walter Franz, den besten Burschen im Land, den geschicktesten Kopf, und ihr Liebster war er auch — wenn er nur nicht so phantastische Zukunftspläne gemacht hätte!

Da kam er, um sie abzuholen; im hellen Lauf nahm er die Weinbergstrepptchen und schon von ferne rief er ihr zu: „Suche, Mädel! Jetzt kommt das Glück! Jetzt können wir heirathen!“

Sie setzte sich auf die Steinbank, so zitterten ihre Knie. Das Glück? Heirathen? Das war ja gut. Da konnte die Ruhme, die ihnen aus Freundschaft haushilft, wieder auf's Dorf. „Freilich sieht das Glück anders aus, als wir's uns träumen, das ist nun so — das Leben geht uns nur das rohe Eisen, schmeiben müssen wir's uns schon selber.“ Und dann erzählte er, daß ihm in New York eine Stelle angeboten sei, von einem Vaterbekannten, der drüben sein Glück gemacht hatte.

„Wir sind jung, Jugend muß tapfer sein.“

Mariechen sah über die Rebenhügel hin und sagte mühsam: „Nach Amerika!“

Ihm wurde unbehaglich zu Muth. „Ja, freute sie sich denn gar nicht? — Auf einmal sagte sie: Wenn Du noch wartest, bekämst Du gewiß hier eine ebenso gute Stelle.“

„Nein, so eine krieg' ich hier nicht, hier kommen wir nie auf einen grünen Zweig, dort brauchen wir einfach hinaufzulegen. Wenn Du mich lieb hast, freust Du Dich, daß wir endlich so weit sind. Und denkst an nichts, als daß wir da drüben glücklich sein werden.“

„Da drüben“, sagte sie wehmüthig, streifte ihm aber dabei die Hand, als wollte sie etwas abbiten.

Wie sie nachher durch die Stadt gingen, an den alten Kirchen vorbei mit dem gothischen Zierath, an den Dentmälern, deren Marmorleiber leuchteten, durch trauliche Gassen und stolze Brunnenstraßen, da sagte sie: „Das soll ich nie wiedersehen!“

Sie führte ihn nach dem Friedhof. Der würde nun die Gräber der Eltern pflügen?

„Wir tragen's dem Totengräber auf — an die Todten denken ist mehr, als Rosen für sie pflanzen.“

Er hatte ja recht, und doch machte sie's weinen, daß hier der Totengräber hantieren sollte, dem alle Gräber nur eine Nummer waren. — Von den Bergen stiegen Raketen auf, irgendwo fangen sie: Morgen muß ich fort von hier. Da schluchzte Mariechen hell auf: „Ich kann nicht, ich kann nicht.“

Franz's gutes Gesicht wurde blaß. „Komm' heim“, sagte er freundlich. „Du besinnst Dich noch.“

Sie besann sich, ach Gott, „so viel“. Sie bedachte sich am Tag und bedachte sich bei Nacht, aber sie kam zu keinem andern Schluß: Ich kann nicht. — Ob sie an künftigen Reichthum dachte oder an den gesegneten Ehestand, das Heimweh verdundelte Alles: Ich kann nicht. Er sagte ihr, daß er nicht mehr zurück könne — das verschärfte ihr Herzweh, aber half ihr nicht.

Die Ruhme dankte ihrem Herrgott, daß sie wieder auf's Dorf durfte — ein Tag kam, da fuhr der Franz früh davon und die Ruhme am Mittag. „Behüt' Dich Gott“, sagte er, „wenn Dir's leid wird, komm' nach.“ — Sie aber schüttelte den Kopf und hal mit matter Stimme: „Komm' wieder!“

Die guten Leute und Nachbarn fanden es recht verständlich, daß er erst mal auf die Probe hinüberginge. Mariechen aber sah im leeren Haus und sehnte sich zweifach: mit ihren lebendigen Wirklichkeitsgedanken, nach dem Franz und mit ihren Phantasiegedanken in seiner Seele nach der alten Heimath.

Es geht ihm schlecht, dachte sie, Vater im Himmel, was soll ich thun? — Sein froher Brief hatte sie nicht irre gemacht, jetzt, wo er bange schrieb, wurde sie unglück.

Sie schickte gleich eine Karte: sie sei gesund, aber wie's ihm gehe? Und zuletzt: Die Gräber sind noch alle grün. — Dann trug sie Kränze hinaus und kämpfte mit ihrer Sehnsucht.

Wie sie so dafah in ihrer Rathlosigkeit, kam der Propst gegangen, der die Waisenfinder eingeeget. Der grüßte sie freundlich und sagte: „Wann gehst's denn nun nach Amerika, Mariechen?“

Sie sah ihn verwirrt an. Gar nicht zweifelhaft war's ihm, daß sie nach Amerika ginge? Rechnete er denn für nichts, was sie hier festhielt? — Und da strömte es der Schüchternen plötzlich über die Lippen: von den Bergen ringsum und dem Nedar und der Heimathserbe und den Gräbern, die sonst Keiner lieb hatte.

„So, so?“ — Der Propst sah Mariechen nachdenklich an, und sie schaute ihm lebend in die Augen. — „Ach, daß er doch sagen möchte: Du hast recht, mein Kind, Du bist eine Heldin, Dein Leiden wird Dir im Himmel vergolten werden.“

Er aber fragte: „Hast Du ihm denn gesagt, daß Du ihn nicht mehr liebst und freigeibst?“ — „Nein“, antwortete sie erschrocken. „Ich lieb' ihn doch noch! Komm' wieder, hab ich gesagt.“

Der alte Herr schüttelte den Kopf: „Das ist mir eine wunderliche Liebe. Du bleibst daheim im behaglichen Gluck, er geht in die Welt und arbeitet für Euch. Statt ihm ein Stück Heimath in der Fremde zu pflanzen, willst Du ihn überkommenen Pflichten abspenstig machen. Komm' wieder, hast Du gesagt? Ja, wenn Du mitgegangen wärest, Dich mit ihm durchgekämpft hättest durch Leben und Heimweh, und Ihr hätte's erreicht, dann dürftest Du bitten: Nun komm' heim! Nun wollen wir dem Waterland bringen, was wir der Fremde abgerungen haben.“

Mariechen sah den alten Herrn entsezt an: „Wo nicht einmal recht hätte sie gethan bei all ihrem Weh und ihrer Sehnsucht? Sie fing bitterlich an zu weinen.“

„Mein gutes Kind, vergiß Dich selber und denke nur an den Andern, und dann sage mir, was Du thun willst. Wo Du hingehst, da will auch ich hingehen; wo Du bleibst, bleibe ich auch, nur der Tod kann Dich und mich scheiden. So sprich Liebe und Treue.“

Darauf ließ er Mariechen mit ihren Thränen allein.

Zwei Tage später waren die Gräber nicht mehr grün, naechter Frost färbte sie braun; dann kamen schüchtere Schneeflocken, die das Land einzuhüllen versuchten; aber immer schmolzen sie wieder, und Mariechen's Herz that weh, wenn sie kamen, und weh, wenn sie gingen: „Nun ist er allein in der langen Dunkelheit in der Fremde.“

Über die Heimath hielt fest und die Gräber hielten fest.

Die Abendröthe begann, die Läden puyeten und bauten auf, sogar von Tannenbäumen war schon die Rede, und kein Brief kam von drüben. — „Er ist krank — Keiner pflegt ihn — er stirbt.“

Jetzt schnitte es, die Floden blieben fest und bauten einen Wall auf, der Mariechen eine Kerkermauer schien, die sie auf ewig von ihrem Franz trennen wollte.

Da riß sie ihr Tüchlein vom Nagel, ließ zum Propst und rief ihm schon in der Thür entgegen: „Ach, helfen Sie mir! Ich muß zu meinem Franz, er darf doch Weisnachten nicht allein sein.“

Der Propst half; er redete dem zitternden Herzen Muth ein, er übernahm das Häuschen, er schaffte das Postgeld, er besorgte die Papiere, er belebte sie über Reize und Befehle. — So kam sie schnell fort, noch halb im Traum gelangte sie auf's Schiff; dann aber hatte sie eine Woche Zeit zum Denken und Bangen. — Sie spürte nichts von Wellen und Sturm, sie sah immer nur rückwärts drei verschneite Hügel und vorwärts ihren Franz, einsam in winterlicher Dunkelheit, mit Heimweh und Sehnsucht im Herzen. Das gab ihr Muth — der Glücklich hätte sie nicht hinübergezogen.

An einem frostigen Morgen lag ihr Dampf im Hafen. Franz hatte Recht. Die Sonne schien hier wie daheim, eine sanfte Hoffnung brang in Mariechen's wundres Herz: nun war sie bei ihm. — Wendlich, ehe sie sein Zimmer gefunden hatte, verging noch eine bange Zeit, endlich stand sie davor und die Wirthin verstand sogar Deutsch.

„Herr Franz Walthers? Kommt erst um 6 Uhr aus dem Geschäft.“

Mariechen durfte warten. Die Wirthin war gar zu neugierig, was das geben würde; gewöhnlich freuten sich die hübschen, jungen Männer nicht, wenn ihnen Eine von zu Hause nachgereist kam. — Diesmal aber hatte sich die tollkühne Frau getrennt. Als Franz die Thür aufriß und des Mädchens ansichtig wurde, das immer noch in Hut und Zäckchen ganz still am Fenster saß, stieß er einen richtigen Weiberseufzer aus, umfahste sie und hob sie hoch in die Luft. „Mariechen, mein Wachholder-Mariechen! Gott sei Dank, daß Du da bist!“

Da fiel das letzte Stück der Kette von ihr ab. „Ja, Gott sei Dank, daß ich da bin.“

W e r l . Hier ist der 1863 zu Löhne geborene Arbeiter Heinrich Brechtwäter todt aufgefunden worden.